

GILBERT MORRIS

DER
SCHLÜSSEL
DER
WEISHEIT

Aus dem amerikanischen Englisch
von Laura Zimmermann

SCM

Hänsler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



Dieser Titel erschien zuvor unter der ISBN 978-3-7751-2687-8.

1. Auflage 2020 (2. Gesamtauflage)

© der deutschen Ausgabe 2020

SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH

Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen

Internet: www.scm-haenssler.de · E-Mail: info@scm-haenssler.de

Originally published in English under the title: *Shield of Honour*

© 1996 by Gilbert Morris

Published by Tyndale House Publishers, Inc.

Übersetzung: Laura Zimmermann

Umschlaggestaltung: Jan Henkel, www.janhenkel.com

Wappen: Adler: © Potapov Alexander/Shutterstock.com,

Schild: ©pashabo/Shutterstock.com,

Titelbild: Schloss: © Rolf E. Staerk/Shutterstock.com,

Frau: © ohhi/Shutterstock.com,

Mann: © Ruslan Huzau/Shutterstock.com

Satz: Satz & Medien Wieser, Stolberg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-5997-5

Bestell-Nr. 395.997

INHALT

Geschichtlicher Überblick 7

Erster Teil: Fremde und Heilige 1603–1621 9

- 1 Die Letzte der Tudors 10
- 2 Ein Schlüssel dreht sich im Schloss 25
- 3 Fremde und Heilige 42
- 4 Zwei Arten von Sturm 58
- 5 »Ich war immer allein« 74
- 6 Mr Bradfords Verlust 95
- 7 Alle Welt ist krank 109
- 8 Sir Robin erlebt einen Schock 132

Zweiter Teil: Schatten über dem Land 1624–1640 145

- 9 Zu seinen Vätern versammelt 146
- 10 Gavin lernt einen Royalisten kennen 163
- 11 Liebe auf den ersten Blick 189
- 12 Ein Leben für ein Leben 209

Dritter Teil: Der Schatten des Krieges 1641–1645 237

- 13 Der Tod triumphiert nicht 238
- 14 »Ich sehe, dass die Vögel fortgeflogen sind!« 250
- 15 Lasst die Hunde des Krieges los 263
- 16 Ein Bewerber für Susanne 278

17	Was bedeutet schon ein Traum?	292
18	Eine Lektion in Demut	308
19	»Gott ist mit uns!«	320

Vierter Teil: Ein königlicher Tod 1645–1649 337

20	Das Schwert Oliver Cromwells	338
21	Auf Frauenart	349
22	Die Mauern stürzen ein	360
23	Die Prophezeiung	374
24	Ein Zimmer in London	386
25	Das Beil fällt	402
26	»Wenn die Sonne erlischt!«	404

	Leseprobe Band 4	417
--	----------------------------	-----

I

Fremde und Heilige
1603–1621

1

DIE LETZTE DER TUDORS

April 1603

»Seid Ihr auch gekommen, um das Begräbnis der alten Königin zu sehen, eh?«

Christopher Wakefield fuhr zusammen, als eine Hand seinen Arm berührte. Er dachte an die Gefahr, von Taschendieben bestohlen zu werden, und so wirbelte er augenblicklich herum, und seine Hand schloss sich um die Hand eines hochgewachsenen Mannes, der an seine Seite getreten war.

»He, Mann! Ihr braucht mir nicht die Finger zu brechen!«

»Oh, das tut mir leid –!«, entschuldigte sich Chris. Seine Wangen brannten.

Der Mann grinste ihn an und hob die Augenbrauen. »Ihr seid neu in London, nicht wahr? Und ganz allein?« Er hatte ein Paar frostiger blauer Augen unter schwarzen Brauen und trug Kleider, die beträchtlich besser als der Durchschnitt aussahen.

Chris war beeindruckt von der Lässigkeit und dem Selbstbewusstsein, die der Mann zur Schau trug. »Nun – meine Familie – wir sind zum Begräbnis gekommen.«

»Eure Familie? Doch sicher keine Ehefrau. Ihr seid ja noch keine achtzehn Jahre alt, darauf wette ich.« Er betrachtete ihn herausfordernd. Was er sah, war ein junger Mann, fast ein Meter achtzig groß. Er bemerkte das keilförmige Gesicht, den breiten Mund und ein sehr kampflustiges Kinn. Er wusste, dass die Damen Gefallen am kastanienbraunen Haar des Jungen finden würden, und an seinen dunkelblauen Augen, die erstaunlich scheu in die Welt blickten.

Da Chris erst vierzehn war – freilich groß und kräftig gebaut für sein Alter –, fühlte er bei den Worten des Mannes eine Welle von Stolz. Dass man ihn für einen *Mann* hielt, war schon eine großartige Sache! Er warf sich in die Brust, als er sagte: »Ich meinte meinen Vater, Sir Robin Wakefield –«

»Nicht zu glauben, ich habe im ersten Augenblick gesehen, dass Ihr ein Lord seid! Nun, mein Name ist Harry Jones. Und der Eure, Sir?«

»Chris Wakefield.«

»Darf ich annehmen, dass Ihr schon oft in London wart?«

»Nein, das ist das erste Mal. Allein, meine ich.«

»Das sagt Ihr mir?« Jones riss die Augen weit auf und klopfte Chris freundschaftlich auf die Schulter. »Nun, es gibt eine Menge zu sehen in dieser Stadt. Aber Ihr müsst vorsichtig sein, wisst Ihr.«

»Vorsichtig?«

»Nun, es wimmelt hier geradezu von Halsabschneidern, Sir!« Jones schüttelte missbilligend den Kopf, »und schlechten Weibern, wie ich leider sagen muss. Ich musste schon mehr als einen jungen Burschen davor bewahren, sich auf Böses einzulassen.«

»Das ist sehr gut von Euch, Mr Jones, davon bin ich überzeugt.«

Jones machte eine abwehrende Geste mit der Hand. »Wozu sind wir sonst da, als um unseren Mitmenschen zu helfen? Wir alle sind Brüder; die Bibel sagt uns, dass zwei besser sind als einer!«

Chris stand da und lauschte Jones' Worten. Der Bursche war so unterhaltsam, dass er seine Einsamkeit vergaß. Schließlich sagte Jones: »Warum machen wir beide nicht einen kleinen Spaziergang? Ich kann Euch die Stadt zeigen.«

»Oh, das kann ich nicht«, sagte Chris rasch, »mein Vater schärfte mir ein –«

»Nun, ein junger Edelmann wird doch ein paar Minuten mit einem Freund spazieren gehen dürfen, oder? Es dauert noch *Stunden*, bis das Begräbnis beginnt! Kommt, wir sehen uns ein Weilchen die Stadt an.«

Chris protestierte schwach, aber Jones ergriff seinen Arm und zog ihn die geschäftige Straße entlang. *Nur eine kleine Weile*, versprach er sich selbst. *Ich habe noch jede Menge Zeit, bis der Trauerzug beginnt ...*

Während der nächsten Stunden führte Harry Jones den jungen Mann durch die brodelnden Straßen der Stadt. Nach den schmalen, stillen Straßen in seinem Dorf schien es ihm, als sei ganz London ein riesiges Uhrwerk! Karren und Kutschen donnerten vorbei, dass es ihm in den Ohren brauste. An jeder Ecke und in jedem Winkel trafen sich Männer, Frauen und Kinder, drängten sich aneinander, schwatzten, lachten, schubsten einander herum und schrien. Es ging so geschäftig zu wie in einem Bienenstock! Hammer dröhnten an einem Ort, Teekessel pfliffen an einem anderen, Töpfe klirrten an einem dritten!

Er sah Rauchfänger, die schmutzige Lumpen trugen, während Angehörige des Adels in Gold und glänzendem Satin vorbeistolzten. Träger schwitzten unter ihrer Last, Kunden eilten von einem Geschäft ins andere, und Händler hasteten hin und her wie Ameisen und zogen mögliche Kunden an den Rücken.

»Vorsicht, Sir Chris!«, rief Harry Jones scharf und zog Chris gerade noch rechtzeitig zurück, um einer Flut von Spülwasser zu entgehen, das jemand aus einem Fenster im Oberstock schüttete. »Wir wollen doch nicht, dass Eure schönen Kleider ganz schmutzig werden, nicht wahr?«

Während die blasse, weiß glühende Sonne des April 1603 ihre goldenen Strahlen über London breitete, zog Jones Chris Wakefield durch die Straßen der großen Stadt. Wie hypnotisiert von den Geräuschen, den Farben, der wirbelnden Geschäftigkeit dieser Welt, verlor der junge Mann sich darin und vergaß völlig, dass die Zeit verging.

Die beiden Männer blieben stehen und beobachteten die Kapriolen einiger dressierter Affen, die auf einem Hochseil ihre Kunststücke zeigten. Die Tiere waren wie hohe Herrschaften gekleidet und zogen ihre Hüte unter dem Applaus der Menge, die sich zusammengefunden hatte, um sie zu betrachten. »So gut wie Lords, nicht wahr,

Chris?«, lachte Jones. Der Junge beobachtete hingerissen, wie einer der Affen mit einem Korb Eier in der Hand einen Purzelbaum schlug, ohne ein einziges Ei zu zerbrechen. Danach zeigte ein zierliches italienisches Mädchen Kunststücke auf dem Hochseil.

»Kommt schon!«, wisperte Harry Jones. »Seht Euch nicht die fremde Dirne an! Solche machen Euch nichts als Ärger. Nun, ich kenne zufällig eine junge Dame, die einen Burschen wie Euch zu schätzen wüsste ...!«

Sie schritten weiter durch die Straßen, und Jones sagte: »Seht nur, dort drüben neben dem Gasthaus zum Roten Pferd findet ein Stierkampf statt. Gefällt Euch das?«

Jones führte ihn an die Stelle, wo das Ereignis stattfinden sollte. Er bezahlte für zwei Sitze, die an zwei Seiten eines großen Hofes aufgestellt worden waren. Sie kamen gerade rechtzeitig, denn als sie sich eben setzten, wurde ein junger Ochse hereingeführt und mit einem langen Seil an einem Eisenring mitten im Hof festgebunden. »Seht nur!«, sagte Jones. Seine Augen glitzerten vor Erregung, »hier kommen die Hunde!«

Chris beobachtete, wie ein paar in Lumpen gekleidete Männer den offenen Raum betraten. Sie hatten eine Meute Hunde bei sich. Zwei von ihnen ließen etwa sechs Hunde los, die sich augenblicklich auf den angebundenen Ochsen stürzten und ein wildes Knurren von sich gaben. Sie fielen über das arme Tier her, das sich wehrte, so gut es konnte, aber es hatte keine Chance. Der Ochse schlug wild mit den Hinterhufen aus und schaffte es sogar, einige der Hunde zu treffen, ja, ihnen sogar die Gedärme herauszureißen. Aber die Männer ließen einfach noch mehr Hunde los. Diese Bestien, die jetzt vor Blutdurst rasten, fielen von allen Seiten über den schwer verwundeten Ochsen her. Einer der größeren Hunde packte das brüllende Tier an der Schnauze, die anderen stürzten sich auf seine Beine.

Die Menge lärmte, feuerte einzelne Hunde mit lautem Geschrei an, heulte vor Erregung, wenn einer der Hunde tot liegen blieb. Als der Ochse schließlich verendete, sagte Jones: »Jetzt haben sie ihn! Er war ein wackerer Bursche, was, Chris?«

Er gab keine Antwort. Die Hitze und der Blutgeruch hatten ihn überwältigt, sodass die Süßigkeiten, die er zuvor gierig hinuntergeschlungen hatte, ihm jetzt hochzukommen drohten. Er kämpfte gegen die Übelkeit an, während er sich umdrehte und den Hof verließ. Er hielt sich tapfer aufrecht und weigerte sich, dem Brechreiz nachzugeben. Sobald sie draußen waren, blieb er stehen. Harry Jones trat an ihn heran und sagte: »Oh, fühlt Ihr Euch nicht wohl? Kommt nur mit. Wir gehen in eine Schenke, die ich kenne, und genehmigen uns einen Drink.«

Während Chris Jones durch ein Labyrinth von Straßen folgte, fühlte er sich zerrissen vor Unentschlossenheit. *Ich sollte lieber zur Herberge zurückkehren*, sagte er sich. Aber London hatte ihn bezaubert, und Jones war ein amüsanter Bursche. Die beiden erreichten eine Schenke mit einem blauen Adler auf dem Schild, das über der Tür schwang, und Jones wurde von zwei Männern begrüßt, die Karten spielten. »Hier ist ein wackerer Bursche, der eben in London eingetroffen ist«, verkündete er, dann deutete er auf die Männer. »Der hier ist James, und dieser hässliche Bursche ist Henry.« Die beiden begrüßten Chris voll Wärme, und bald saß er mit ihnen zusammen und genoss das Braunbier, das der Wirt in Strömen fließen ließ.

Die drei Männer schienen jedermann in London zu kennen. Chris lauschte mit brennendem Interesse ihren Geschichten, während er mehrere Maßkrüge voll des warmen bernsteinfarbenen Biers trank. Es dauerte nicht lange, und seine Gedanken schienen ihren Lauf zu verlangsamen. Er fühlte sich wohligh warm und dachte voll Befriedigung: *So lässt sich's leben!*

»Und nun lasst uns etwas Besonderes ausprobieren«, drängte Jones. Er winkte dem Wirt, der sofort eine braune Flasche mit vier Gläsern brachte. »Das ist das Wahre. Ich verschwende es nicht an irgendwelche Leute, müsst ihr wissen. Das ist nur für meine guten Freunde!«

Die feurige Flüssigkeit brannte in Chris' Kehle, als er sie schluckte, aber er schaffte es, sie, ohne zu husten, hinunterzuwürgen. »Wunderbar!«, verkündete er, aber seine Stimme kam schwach und kräch-

zend über die Lippen. Er räusperte sich und streckte sein Glas vor. »Ich zahle die nächste Runde!«

Die Flasche ging im Kreis, und dann begann ein Kartenspiel. Chris stellte fest, dass seine Zunge immer dicker wurde, und seine Finger fühlten sich wie betäubt an. Ihm war bewusst, dass er zu viel lachte, aber es schien ihm, dass er nicht einhalten konnte. »Muss – bald – gehen!«, murmelte er, dann stand er schließlich auf und sagte: »Muss – nach Hause.« Aber da überkam ihn eine Welle von Übelkeit.

»He, geht's dir nicht gut, Chris?«, fragte Jones. Seine Stimme klang wie aus weiter Ferne, und Chris musste die Augen verdrehen, um sein Gesicht zu erkennen. »Hier, komm mit. Leg dich ein wenig nieder. Gleich geht's dir wieder gut ...«

Chris stolperte, von Jones geführt, in ein Zimmer und fiel auf ein Bett nieder. Es schien emporzuschnellen und ihm ins Gesicht zu schlagen – und ihm war, als falle er in eine tiefe Grube ...

Chris war zumute, als versuche er aus einer Art Loch zu kriechen, einem sehr tiefen Loch. Sein Kopf drehte sich, und als er versuchte, die Augen zu öffnen, schoss ihm eine Welle von Schmerz durch den Kopf. Es war, als hätte jemand einen glühenden Bratspieß durch seinen Schädel gerammt. Er schloss rasch die Augen und lag still. Die Sonne blendete ihn, und er hustete und rollte sich auf die Seite. Irgendetwas roch abscheulich, und er begann, sich zu erbrechen. Er war so schwach, dass er nicht einmal den Kopf heben konnte. Schließlich ließ der Brechreiz nach, und er setzte sich auf und sah sich um.

Er lag in einer Art Hintergasse, in der sich der Unrat häufte. Er lag mit dem halben Körper in einem Haufen Abfälle, und noch während er sich aufsetzte, hastete eine riesige braune Ratte mit einem weißen Schnäuzchen an seinen Füßen vorbei. Er stieß danach und raffte sich in panischer Eile auf. In seinem Kopf drehte sich alles – und er war wie betäubt, als er an sich herunterblickte und sah, dass er nur seine Unterwäsche trug.

Ein Zittern ergriff ihn, und er wollte aufschreien, aber da war niemand, den er um Hilfe bitten konnte. Er schaute mit wilden Blicken

um sich und sah einen Haufen alter Lumpen an der Mauer aufgestapelt liegen. Als er sie durchwühlte, fand er einige zerlumpte Kleidungsstücke. Sie stanken und waren von Schmutz bedeckt, aber er hatte keine andere Wahl. Mit zitternden Händen zog er sie an, dann drehte er sich um und verließ die Hintergasse mit weichen Knien.

Was würde sein Vater sagen – und seine Mutter?

Er sehnte sich danach, einen dunklen Ort zu finden und sich zu verstecken, aber da bestand keine Hoffnung. Die Leute lachten über ihn, als er durch die Straßen stolperte, aber er kümmerte sich kaum darum. Er hatte nur einen einzigen Gedanken: *Jetzt habe ich es vermasselt! Sie werden mir das in alle Ewigkeit vorhalten!*

★ ★ ★

»Ich denke immer noch, du hättest nicht mitkommen sollen, Liebste.« Robin Wakefield hielt vorsichtig den Arm seiner Frau, während sie die überfüllte Straße entlangschritten. »Deine Zeit ist so nahe.«

»Ich kann ein Baby genauso gut in London wie in Wakefield kriegen.« Augenblicklich bedauerte Allison ihre scharfe Antwort. Sie wusste, dass Robin sich große Sorgen um sie machte. *Er benahm sich genauso, als Christopher geboren wurde*, dachte sie, dann erinnerte sie sich: *Jetzt gibt es noch mehr Grund zur Sorge – ich bin neununddreißig Jahre alt. Möglicherweise zu alt, um ein Kind zu bekommen.* Leise ergriff sie die Hand ihres Mannes und weckte augenblicklich sein Interesse. Ihr aschblondes Haar umrahmte ihr ovales Gesicht, und ihre violetten Augen waren so klar wie an dem Tag, an dem er sie zum ersten Mal gesehen hatte. »Mir geht es gut«, sagte sie mit leiser Stimme. »Hat Gott uns nicht versprochen, dass es mir und meinem Kind wohlgehen wird?«

Robin Wakefield blickte in die Augen der Frau, die er mehr als alles andere auf Erden liebte. Als sie seinen Blick auffing, dachte Allison, dass er immer noch in vieler Hinsicht so aussah wie bei ihrem ersten Treffen. Er war ein Junge gewesen, älter als sie, aber doch noch ein Junge. Als Erwachsener war er groß und schlank geworden, und

seine blaugrauen Augen waren voll Wärme, als er sagte: »Ja, das hat er getan. Ich glaube, du musst mich öfter daran erinnern. Ich bin nervös wie eine Katze!«

»Komm jetzt, lass uns gehen.« Sie schob ihre Hand unter seinen Arm, und sie schritten langsam durch die gedrängt vollen Straßen. Sie waren kaum fünfzig Fuß weit gegangen, als sie sagte: »Oh, sieh nur, Robin. Da sind die Cromwells.«

»Tatsächlich.« Robin hob die Stimme und rief: »Robert – Robert Cromwell!« Ein hochgewachsener Mann, der mit einer Frau und mehreren Kindern spazieren ging, blieb stehen, sah sich nach dem Paar um und winkte dann.

»Lass uns gehen und das neue Baby ansehen«, sagte Allison. Sie ging voran, und als sie die Gruppe erreichten, sagte sie: »Guten Tag, Mr Cromwell, Elisabeth und all ihr jungen Cromwells.«

Die Kinder piepsten ein gedämpftes »Guten Tag«, und Elisabeth Cromwell meldete sich fröhlich zu Wort. »Ich erwartete nicht, dich hier zu sehen – nachdem deine Schwangerschaft so weit fortgeschritten ist, Allison.« Sie wechselte das Baby, das sie trug, auf den anderen Arm und fügte hinzu: »Ich werde kommen und dir helfen, wenn das Kind geboren ist.«

»Lass sie ansehen.« Allison streckte die Arme vor, und als sie das Baby hielt, berührte sie die feisten roten Bäckchen. »Wie hübsch sie ist!«

»Sie ist ein Mädchen!« Der kleine Junge, der dicht bei seinem Vater stand, sprach die Worte voll Abscheu aus. »Ich wollte einen Bruder.« Er sah sich stirnrunzelnd um und fügte hinzu: »Wer braucht schon so ein dämliches Mädchen?«

»Ich brauche eines, Oliver«, sagte Allison augenblicklich. »Und du wirst sehen – du wirst diese Kleine lieben, wie du alle deine Schwestern liebst.« Ihr Blick hing an dem immer noch aufgebrachten Gesicht des kräftigen Jungen. Obwohl er erst vier Jahre alt war, hatte der Junge einen sehr starken Willen – wie seine Mutter. Allison lächelte: »Vielleicht werde ich einen Jungen haben, dann könnt ihr zwei Freunde sein.«

Während die beiden Frauen plauderten, zog Robert Robin beiseite. »Nun, die Königin ist dahin. Was wird jetzt kommen?«

»Nichts, das so gut wäre wie sie, Robert«, sagte Robin ernst.

»Du hattest immer eine hohe Meinung von ihr, nicht wahr? Aber du hast sie auch sehr gut gekannt. Ich glaube, im hohen Alter hat sie ein paar dumme Fehler gemacht.«

Robins klare Augen wurden traurig und nachdenklich. »Sie war die Letzte der Tudors. Mehr als hundert Jahre lang haben sie sich mit nur einer Handvoll Leibgardisten auf dem Thron gehalten, für Frieden gesorgt, die diplomatischen Angriffe Europas zurückgeschlagen und das Land sicher durch Veränderungen gesteuert, an denen es hätte zerschellen können.«

»Ja, das stimmt.« Cromwell nickte. Er war ein hochgewachsener, vierschrötiger Mann von strengem Charakter und mit humorlosen Ansichten; ein gewissenhafter Gutsherr und Friedensrichter. »Was kommt jetzt, meinst du?«, verlangte er von Neuem zu wissen.

»Elisabeth hat Jakob IV. von Schottland zu ihrem Nachfolger berufen.«

»Was für eine Art Mann ist er?«

»Ein ehrbarer Mann, denke ich – aber er ist kein Tudor. Er wird es nicht so leicht finden, England zu regieren, wie sein heimatliches Schottland.«

»Nun, es liegt in Gottes Hand.« Als strenggläubiger Calvinist akzeptierte Cromwell den neuen Mann auf dem Thron, wie er die Sonne am Himmel akzeptierte. Beide waren von Gott an ihren Ort gestellt. Er zuckte die schweren Schultern. »Komm jetzt, es ist an der Zeit, dass wir uns einen Standplatz suchen.«

»Ja, aber wo ist mein Junge?« Eine Spur von Ärger klang in Wakefields Stimme mit. »Ich habe ihm die Erlaubnis gegeben, sich in London umzusehen, aber er versprach mir, um ein Uhr zurück zu sein.«

Robert strich sich den Bart und betrachtete eindringlich seinen Freund. Er wusste, dass Robin Wakefield ein Mann von vorzüglichen Qualitäten war, aber er fürchtete, dass diese Vorzüge irgendwie nicht auf Christopher, den einzigen Sohn der Familie, übergegangen

waren. Er dachte sorgfältig nach, dann sagte er langsam: »Du machst es dem Jungen zu leicht, Robin.«

Der Jüngere blickte voll Überraschung auf. Er hatte denselben Gedanken gehabt, und es erschütterte ihn, dass ein Mann, der ein so guter Richter war, ihn aussprach. »Ich – ich wollte ein guter Vater sein«, sagte er mit gedämpfter Stimme. »Aber Chris hat kein Gefühl dafür, was es heißt – gehorsam zu sein.« Das war die bittere Wahrheit, die Robin kaum jemals aus seinen Gedanken verbannen konnte – und Allison wohl auch nicht, dessen war er sich sicher. Die Geburt ihres Sohnes war eine Zeit der Freude gewesen, und sie hatten große Pläne für das Kind gemacht, das eines Tages der Herr von Wakefield sein würde. Aber Christopher war von frühester Jugend an rebellisch und launisch gewesen.

Robin blickte rasch zu Allison hinüber, und sein Gesicht wurde ernst. »Er hat seine Mutter um den kleinen Finger gewickelt. Und ich war zu lasch.« Seine Lippen wurden schmal, und er nickte kurz. »Er muss lernen, was es heißt, Verantwortung zu tragen.«

»Nun, er wird sich schon noch blicken lassen.« Cromwell zuckte die Achseln. »Aber wenn wir einen Platz finden wollen, wo wir den Trauerzug vorbeiziehen sehen, müssen wir uns beeilen. Jedermann in London ist hier – und sogar Leute vom Land.«

Die beiden gesellten sich zu den Frauen, und die kleine Gruppe begann, sich durch die Menschenmenge zu drängen. »Das ist unmöglich!«, schnappte Robin zuletzt. »Du hältst das nicht durch, Allison!«

»Aber ich möchte den Leichenzug sehen!«

Robin dachte nach, dann nickte er. »Wir müssen mit einer Droschke nach Westminster fahren. Ich glaube, ich finde eine.«

»Oh, Robin, wirklich?«

Augenblicklich rief Robin eine Droschke herbei, und als sie am Straßenrand hielt, begann er, Allison hineinzuhelfen. Aber noch während er ihre Hand hielt, hörte er Elisabeth Cromwell ausrufen: »Aber da ist ja Christopher –!«

Chris Wakefield hatte ihre Zimmer in einem hübschen Anzug aus Plüsch und Seide verlassen. Sein Haar war sorgfältig gekämmt gewe-

sen, und er hatte mit ein paar Goldstücken in seiner Börse geklimpert.

Der Junge, den sie vor sich sahen, war in schmutzige Lumpen gekleidet, die zum Himmel stanken! Sein Haar war verfilzt. Und das Schlimmste von allem war, dass er ein wenig stolperte, als er auf sie zukam, und sobald er vor ihnen stand, rochen beide den säuerlichen Geruch von Alkohol.

»Christopher!«, wisperte Allison und streckte die Hand aus, um sein bleiches Gesicht zu berühren. »Was ist dir zugestoßen?«

Aber Robin war nicht so sanft gestimmt wie seine Frau. Er hatte seinem Sohn erst erlaubt, mit ihnen zu kommen, nachdem er ihm ein festes Versprechen abgerungen hatte, sich gut zu benehmen. Und nun das! Er bemerkte das unterdrückte Lachen der Leute, die herankamen, um zu gaffen, und eine Welle des Zorns durchlief ihn. Als er sprach, war seine Stimme leise und kalt.

»So hältst du also dein Versprechen?«

Chris' Augen flogen zum Gesicht seines Vaters, während ein dunkles Rot in seine Wangen stieg. »Ich – ich kann nichts dafür!«

»Jeder ist selbst schuld daran, der sich betrinkt!«

Chris war durch die Straßen geirrt und hatte die angewiderten Blicke, die ihn trafen, nicht einmal bemerkt. Als er seine Eltern gesehen hatte, war er voll Scham zu ihnen gegangen. Jetzt wusste er, dass es klüger gewesen wäre, ihnen aus dem Weg zu gehen und zur Herberge zurückzukehren und sich in Form zu bringen.

»Verschwinde mir aus den Augen, Christopher«, sagte Robin. »Geh zur Herberge und bleib dort.«

»Aber – das Begräbnis –!«

»Du bist ein prachtvoller Anblick für das Begräbnis einer Königin!« Robin Wakefield neigte für gewöhnlich nicht zur Bitterkeit, aber jetzt hatte er vorgehabt, seinen Respekt und seine Liebe zu seiner Herrscherin zu bezeugen. Herbe Enttäuschung erfüllte ihn, und er wandte sich von seinem Sohn ab und nahm Allison's Arm.

»Robin –!«, protestierte Allison, als er sie in die Kutsche schob, aber er schüttelte den Kopf. Sie warf Chris einen qualvollen Blick

zu, dann wurde die Tür geschlossen. Als die Droschke davonrollte, sprach keiner von beiden ein Wort. Allison kannte das Herz ihres Gatten so gut wie ihr eigenes. Sie wusste um die Liebe, die er für Chris empfand, aber sie hatte gesehen, wie seit Jahren der rebellische Geist seines Sohnes eine Kluft zwischen ihnen aufgerissen hatte – und sogar zwischen Chris und ihr selbst.

Sie legte ihre Hand auf Robins Hand, und als er sich umwandte und ihr ins Gesicht blickte, sah sie, dass die Sehnen an seinem Hals vor Anspannung hervorstanden und Qual aus seinen Augen sprach. »Ich kann ihn einfach nicht verstehen, Allison!«, flüsterte er. »Ich würde für diesen Jungen sterben – aber ihm ist alles egal!«

Allison fühlte, wie ihr Tränen in den Augen brannten, und sie blinzelte, um sie zurückzudrängen. »Ich weiß, Liebster«, flüsterte sie. »Aber er ist jung. Er wird sich noch ändern.« Während die Droschke dahinrollte, betete sie: *Oh Gott! Schenke uns mehr Liebe für diesen Jungen! Er hat uns schrecklich verletzt, aber nicht so arg, wie wir dich oft verletzt haben! Lass uns ihn lieben, wie du uns liebst.*



Hinten an der Straße stand Chris und sah der Droschke nach, bis sie verschwand. Krank machende Scham erfüllte ihn, und ihm war plötzlich bewusst, dass die Cromwells ihn beobachteten. Er wandte sich ab, unfähig, ihnen ins Gesicht zu blicken, aber Elisabeth Cromwell sagte mit leiser Stimme: »Geh in die Herberge und warte auf sie, Christopher. Nach dem Begräbnis kannst du ihnen erklären, wie es dazu gekommen ist.«

Chris wandte sich ihr zu. Sie hielt Olivers Hand, und die Augen des Jungen betrachteten ihn eindringlich. Irgendwie entnervte dieser Blick des Jungen Chris, und er schüttelte den Kopf. »Nein«, murmelte er. »Sie würden es nicht verstehen.«

Chris hatte immer eine Vorliebe für Oliver gehabt und hatte sich oft mit ihm getroffen, wenn sein Vater und Robert Cromwell sich trafen, um geschäftliche Dinge zu besprechen. Jetzt kam der junge

Oliver ohne Warnung zu ihm herüber und nahm Chris' Hand. Er blickte auf und sprach mit klarer, heller Stimme: »Ich bin nicht böse auf dich, Christopher!«

Chris blinzelte den Jungen an, dann flüsterte er: »Wirklich nicht, Oliver?«

»Nein!«

»Das – das tut gut.«

Dann zog Chris seine Hand zurück und ging eilends davon. Als er verschwand, schüttelte Robert traurig den Kopf. »Zu schlimm! Er wird ihnen das Herz brechen – er hat es schon getan.« Dann sagte er mit schwerer Stimme: »Komm mit. Lass uns einen Platz finden, wo wir die Prozession beobachten können.«

Chris eilte blindlings die Straßen entlang und ignorierte die höhnischen Worte, die ihm mehrere Leute nachriefen. Der Schock der Worte seines Vaters – und der Anblick des angstvollen Gesichts seiner Mutter – hatten die Wirkung des Rausches vertrieben. Nun war es wie ein erschreckender Albtraum – nur dass es kein Albtraum war. Er würde nicht aufwachen – wie es bei anderer Gelegenheit geschehen war – und einen Seufzer der Erleichterung ausstoßen, dass es nicht Wirklichkeit war. *Ich werde niemals den Ausdruck auf Mutters Gesicht vergessen, als sie mich sah!* dachte er qualvoll. *Warum habe ich es nur getan? Warum?* Aber Chris fiel keine Antwort ein. Er fand niemals Antworten auf sein schlechtes Benehmen. Kummer empfand er zuweilen, aber er wusste nie, *warum* er den Versuchungen nicht widerstehen konnte, die ihn verlockten. Er stolperte die Straße entlang und fragte sich, warum er Harry Jones überhaupt Beachtung geschenkt hatte. Er quälte sich selbst mit Fragen. *Du wusstest doch, was er war – warum um Himmels willen hast du ihn nicht einfach stehen gelassen?*

Aber ihm fiel keine Antwort ein. Überhaupt keine. Er hatte diese Selbstvorwürfe schon oft in seinen vierzehn Jahren durchlitten und wusste, dass er lange Nächte damit verbringen würde, sich qualvolle Vorwürfe wegen seines Verhaltens zu machen. Vor langer Zeit hatte er gelernt, diese törichte Seite seines Lebens verborgen zu halten; niemand hatte ihn jemals gesehen, wie er Kummer über sein

schlechtes Benehmen zeigte. Aber der Kummer war da, und er fuhr ihm wie ein Messer durchs Herz!

Schließlich ging er langsamer und hob den Blick, um die Menschenmengen zu beobachten, die sich alle in die Straßen drängten, durch die der Trauerzug hindurchziehen würde. Ein Stich der Enttäuschung durchfuhr ihn und machte beinahe augenblicklich einer dickköpfigen Entscheidung Platz. *Ich werde ihn mir eben allein ansehen. Wie kann das schlimmer sein, als was ich bereits getan habe?*

Ein perverser Geist ergriff ihn, und er schloss sich der Menge an, die vorwärtsdrängte. Die Straßen waren gedrängt voll, aber er verzog sich in eine Hintergasse und kletterte auf das Dach einer Herberge mit Namen Das Springende Pony. Da saß er nun, hoch oben auf der scharfen Kante des Dachfirsts, und wartete auf den Trauerzug.

Unten drängte sich die Menge und kämpfte um Raum, aber Chris fühlte sich allein auf seinem hohen Ausguck. Die Menge schien weit weg, das Geräusch ihrer Rufe drang gedämpft zu ihm herauf. Er war gerne allein und fühlte sich, als wäre er in einer klaren Blase eingeschlossen. Er konnte sehen und hören, was sich ereignete – aber es hatte nur wenig mit ihm zu tun. Ein Gedanke kam ihm, als die ersten Reiter unten auf der Straße auftauchten: *Ich wünschte, ich könnte immerzu so allein sein!*

Aber er wusste, dass er das nicht konnte. Niemand war allein. Jeder hatte seinen Platz – und Chris hatte nie gelernt, wo sein Platz war. Als die lange Reihe der Adligen auf ihren glänzend herausgeputzten Pferden an ihm vorbeizog, dachte er: *Ich bin der Sohn von Lord Robin und Lady Allison Wakefield. Eine Menge Jungen wären gern reich und hätten einen Titel. Warum kann ich nicht gut sein?*

Die Schuld brannte in ihm wie ein Feuer und versengte sein Herz – aber er hatte gelernt, damit zu leben. Mit stoischer Entschlossenheit klammerte er sich an den Dachziegeln fest und starrte hinunter, während der Trauerzug unter ihm vorbeizog. Er war der Königin einmal begegnet, ganz kurz nur, und als die Staatskarosse mit ihrem Sarg erschien, heftete er den Blick darauf. Etliche schwarz gekleidete Trauergäste flankierten den Wagen und hielten die Fahnen des Em-

pire hoch. Die Stille der Luft war erfüllt von dem Trauergesang, den sie anstimmten, aber Chris' Blick hing an dem Sarg. Er versuchte sich den Leichnam vorzustellen, brachte es aber nicht zustande.

»Sie ist tot«, murmelte er und versuchte über den Tod nachzudenken. »Wo ist sie jetzt? Im Himmel oder in der Hölle?«

Irgendwie ängstigte ihn der Gedanke, und er schlüpfte über die Dachziegel hinunter und stieg zum Pflaster ab. Der Gedanke kam ihm ganz plötzlich: *Ich kann davonlaufen! Weit weg – und Vater und Mutter niemals wiedersehen! Ich kann niemals gut sein, also werden sie mich auch niemals lieben!*

Dann hob er den Kopf und starrte den Himmel an – der ihm eine Farbe wie Grabsteine zu haben schien. Einsamkeit ergriff ihn, und er wusste, dass er keine Wahl hatte. Langsam drehte er sich um und verließ die Hintergasse, dann trottete er die Straßen von London entlang zu der Herberge.